

Rede zur Vernissage Kunst im Haus Hotel Metropol Interlaken 6.4.24

Herzlich Willkommen

In der Vorbereitung dieser Stunde habe ich mich gefragt, wie es eigentlich gekommen ist, dass ich so gerne fotografiere. Da muss es doch so etwas wie einen Anfang gegeben haben.

Gut, ich stamme aus einer Familie, in der es viele ausgesprochen visuell begabte Menschen gab und gibt. Angefangen von meinem Grossvater vs., der sich exzessiv für Orchideen interessierte und sich sehr zum Leidwesen seiner Frau im besten Sonntagsgewand auf die Wiese legte um ein seltenes Exemplar vor die Linse zu bekommen.

Mein Vater, Kunsthistoriker, war ebenfalls mit einer Spiegelreflexkamera ausgerüstet und hat abertausende Dias von Kunst und Natur hergestellt. Ein Bruder ist spezialisiert auf mittelalterliche Radierungen und ist in der Lage Hunderte davon im Kopf zu haben.

Zu guter Letzt – wer weiss, was noch kommt...- hat meine Tochter Corinne ein fabelhaftes Gedächtnis für Visuelles, was ihr beim Lernen von Japanisch ungemein geholfen hat. Und auch Sabina fotografiert, vorzugsweise mit Makro.

Als ich vor zwei Wochen durch Interlaken ging, um die Ausstellungsflyer zu verteilen, drückte mir die Buchhändlerin der Bödeli Buchhandlung ein Buch in die Hände: *Ich kann mich irren* von Björn Nattiko Lindeblad, einem Menschen, der 17 Jahre als buddhistischer Waldmönch gelebt hatte. Er beschreibt am Anfang seines Buches eine Szene, die meiner Motivation des Fotografierens sehr nahekammt. Gerne lese ich sie Euch vor:

Ich bin acht Jahre alt. Wie meist wache ich vor allen anderen auf. Ich bin bei den Grosseltern auf einer Insel nahe Karlskrona, ich schlendere durch das Haus und warte darauf, dass mein kleiner Bruder Nils aufwacht. Vor dem Küchenfenster bleibe ich stehen. Auf einmal verstummt das innere Gemurmel.

Es wird ganz still. Der verchromte Toaster auf der Fensterbank ist so schön, dass ich kurz den Atem anhalte. Die Zeit blieb stehen. Über allem liegt ein Schimmer. Am morgenblauen Himmle lächeln ein paar Wölkchen. Die Birke vor dem Fenster biegt ihr raschelndes Laub. Wohin ich den Blick auch wende, überall sehe ich Schönheit.

Damals habe ich dieses Erlebnis nicht in Worte gefasst, aber jetzt will ich es versuchen. Alles schien mir zuzuflüstern: «Willkommen zuhause.» zum ersten Mal fühlte ich mich auf diesem Planeten ganz daheim. Ich war da, an diesem Ort, in diesem Moment, ohne einen Gedanken

Auch ich kenne solche Momente. Wahrscheinlich bilden sie die Grundlage für meine Freude an der Fotografie.

Von meiner Säuglingszeit ist mir eine wage Stimmung in Erinnerung, selbst wenn man sagt, so weit Zurückerrinnern geht nicht: es ist der Blick aus einem weissen Gitterbettchen ins Licht, dass durch eine Dachluke fällt. Alles ist hell und ein Segen.

Später bei den Grosseltern schaue ich in der obligatorischen Mittagspause den tanzenden Stäubchen zu im Lichtstrahl der fast zugezogenen Vorhänge: Frieden, Schönheit, Sorglosigkeit war einfach da.

Mit etwa zehn Jahren stehe ich dann am Fenster und schaue den fallenden Schneeflocken zu, im Hintergrund eine Birke: alles ist gut.

In der Schule und Studienzeit kam anderes in den Vordergrund: ich lernte, war fleissig, tauchte ein in all das Konkrete. Es gab eine Phase, da konnte ich Schönheit, zum Beispiel diejenige eines Sonnenuntergangs, nur wie durch Milchglas wahrnehmen. Ich wusste, dass es schön war, konnte es aber nicht fühlen. Das Staunen war mir irgendwie abhandengekommen.

Das erste Foto, das ganz meins war, machte ich 1992, unmittelbar nach dem Erkennen, dass ich mit meiner ersten Tochter schwanger ging: Eine Glaskugel in einer Glasschale auf einer Wiese, Morgenlicht im Frühjahr im Tessin, weisse Krokusse im Hintergrund. Ich liess es vergrössern und es hing über Jahrzehnte in unserem Zuhause.

Ein richtig guter Fotoapparat kaum 2007 in meinem Haushalt, nur dass ich ihn, da er schwer und klobig war, kaum jemals dabei hatte, wenn ich etwas sah, das ich aufnehmen wollte. Während einer Fotoreise, auf der ich lernte, mit Brennweiten und ISO-Werten zu experimentieren, musste ich feststellen, dass mir durch das technische Denken jedes Flair für die Bilder abhandenkamen. Es dauerte eine Weile, bis ich das akzeptieren konnte und seither fotografiere ich fast ausschliesslich mit der Automatikfunktion und einer kleinen, handlichen Kamera, die mich fast überallhin begleitet. Mit ihr kann ich zoomen und Bilder sichtbar machen, die dem blossen Auge nicht zugänglich sind.

Ohne gezielte Absicht begann ich Wasseroberflächen zu fotografieren, sei es die eines Sees, eines Baches oder in den Brunnen der Städte und Dörfer, die ich bereiste. Venedig ein Highlight oder die vielen Brunnen in Lindau, oder die Reuss am Bahnhof Luzern. Auch Pfützen schenken immer mal wieder interessante Strukturen. Mit der Zeit stellte ich fest, dass ich mich mit dem Fotografieren tiefer mit dem Ort verband, mich mühelos erinnern konnte, was ich gesehen hatte. Es hilft mir, mich zu vertiefen, wenn ich das Zuviel an Eindrücken von einer ganzen Landschaft für Momente aus dem Blickfeld verbannen und mich ganz auf ein Detail konzentrieren kann. Es ist wie Pflücken: immerwährend schenkt uns das Wasser Bilder. Selber im Spiegel fast unsichtbar, wird es Träger der Farben und Formen der Umgebung, modifiziert sie durch Wellen oder auch mal durch eine unterliegende Farbe.

Bei dieser Tätigkeit wird mir das Geschenk des vollendeten, zeitlosen Moments öfters gegeben; selbstvergessen stehe ich am Ufer und bin nur noch Andacht.

Das ist, weshalb ich fotografiere.

Doch die Geschichte geht weiter, denn wie viel Schönheit ist nun auf meinem Computer gespeichert und bittet um ein weiteres Leben. Ich schaue sie mir an, und immer, wenn ich Entzücken verspüre, verschiebe ich das Bild in einen extra Ordner. Ja, das Entzücken bestimmt allein die Rangordnung, ich kann es nicht anders formulieren.

Dann wird noch das Format bestimmt, doch wie schon beim Fotografieren beschrieben: die Bearbeitung auf dem Laptop trennt mich ab vom schöpferischen Prozess und ich muss darauf verzichten; ein Fleckchen hier, eines dort; auch das Leben ist nicht perfekt. Meine Art des Fotografierens nenne ich auch gern Malen mit dem Fotoapparat und es freut mich immer, wenn die Leute, die wissen, dass ich auch mit dem Pinsel male (ein vollkommen anderer Vorgang), fragen: wie hast du denn das gemalt? Gern darf es auch abstrakt sein, nicht mehr sichtbar, was genau abgebildet ist.

Es ist immer eine helle Freude, die Bilder nach dem Aufziehen, das Theo van Dommelen seit Jahren für mich macht, gross vor mir zu sehen. Ein Highlight auch auf der Leinwand des Kinos neulich anlässlich eines Jubiläums. Und wie schön, dass das Hotel Metropol nun seine Wände ein halbes Jahr zur Verfügung stellt, auf dass die Bilder ihre Bestimmung, gesehen zu werden, bekommen, statt in meinem Atelier mit dem Gesicht zur Wand ein trauriges Dasein zu fristen.

Ganz herzlichen Dank.